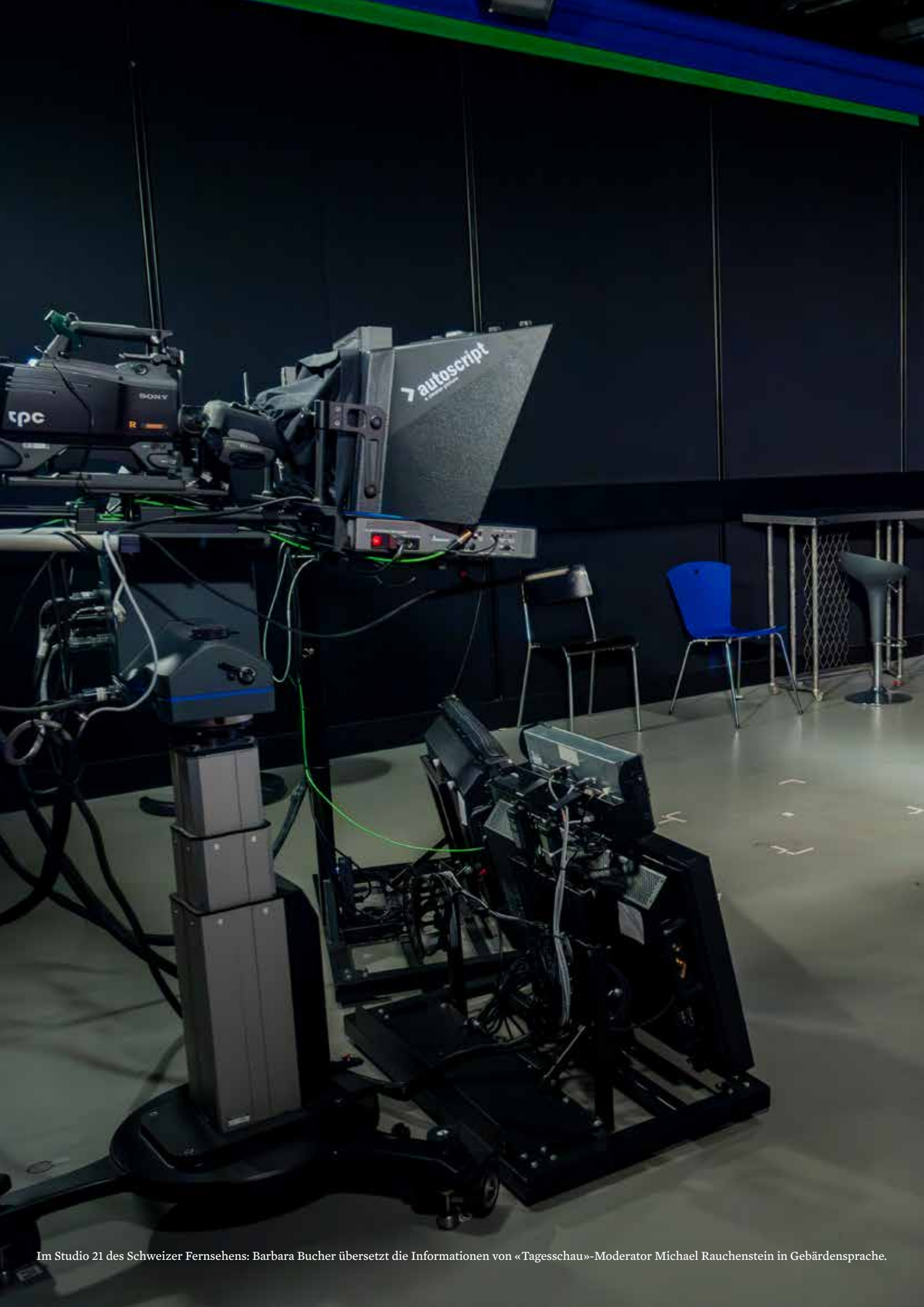



Im Studio 21 des Schweizer Fernsehens: Barbara Bucher übersetzt die Informationen von «Tagesschau»-Moderator Michael Rauchenstein in Gebärdensprache.




# Sie bietet Hand für mehr Verständnis

Barbara Bucher wuchs zwischen zwei Sprachwelten auf. Ihre Eltern waren gehörlos, sie selbst hörend. Heute übersetzt sie Nachrichtensendungen des Schweizer Fernsehens in Gebärdensprache. Und findet: «Wir sollten beim Sprechen mehr mit den Händen reden.»

*Text und Bilder Patrick Cernoch*

Das rote Licht über der Türe beginnt zu leuchten. Das Scheinwerferlicht im Raum wird etwas greller. Barbara Bucher macht einen Schritt nach vorne und stellt sich vor den grossen Bildschirm. «Ich begrüsse Sie zur ‹Tagesschau›», sagt Michael Rauchenstein aus dem Off. Barbara Bucher hebt ihre Hände, formt damit Gesten und mit den Fingern Figuren. Es ist neunzehn Uhr dreissig in der Schweiz.

Zwei Stunden vorher sitzt Bucher beim Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) am Leutschenbach in Zürich am Bürotisch und geht das aktuelle Skript der bevorstehenden «Tagesschau» durch. «Bis zur letzten Minute wird daran gefeilt», sagt sie, manchmal zu ihrem Leidwesen. Die 55-jährige Gebärdensprachdolmetscherin muss sich akribisch auf die Sendung vorbereiten. Sie muss nicht nur wissen, was gesagt werden wird. Sie muss auch wissen, wie es gemeint ist. «Gebärdensprache hat eine eigene Grammatik und besondere Syntax, was das Simultanübersetzen schwierig machen kann», erklärt sie.

So sei ein Satz im Deutschen in der Regel so aufgebaut, dass erst am Schluss erkennbar ist, ob er positiv oder negativ gemeint ist – die Negationspartikel «nicht» ist oft das letzte Wort im Satz und kehrt dessen Bedeutung im letzten Moment in sein Gegenteil. In der Gebärdensprache ist es umgekehrt. Zudem hat sie eine andere Logik: Zu Beginn wird das grössere Thema kommuniziert, es wird sogenannt topikalisiert, dann folgen schrittweise immer kleinere Details. Vom Baum geht es zum Blatt, vom Blatt zum Blattgrün, vom Blattgrün zur Fotosynthese. In der Lautsprache hingegen kann man direkt mit der Fotosynthese beginnen.

Weil sowohl der andere Satzaufbau wie auch die andere Logik beim Simultanübersetzen berücksichtigt werden müssen, studiert Barbara Bucher zum einen die Themenauswahl, Kontexte und einzelne Sätze der Sendung, zum anderen verinnerlicht sie heikle, weil komplizierte oder seltene Handzeichen, sogenannte Gebärden. Anschliessend macht sie sich erst in die Garderobe auf und dann in die Maske, bevor sie im Studio 21 beim Aufleuchten des roten Lichts vor den grossen Bildschirm tritt.

## Als Gebärdensprache verboten war

Dass Nachrichtensendungen mit einer Simultanübersetzung in Gebärdensprache ausgestrahlt werden, ist für Barbara Bucher alles andere als selbstverständlich. Als sie in den 1970er-Jahren in Zürich aufwuchs, war an Schweizer Gehörlosenschulen das Gebärden verboten. Seit dem Zweiten Internationalen Kongress für Gehörlosenpädagogik in Mailand 1880 waren die Fachleute der Meinung, dass gehörlose Kinder sprechen und das Lippenlesen lernen sollten, um sich bestmöglich in die hörende Welt integrieren zu können. Die Gebärdensprache galt als Hindernis auf diesem Weg. So konnte es durchaus vorkommen, dass den Kindern während des Unterrichts die Hände auf dem Rücken zusammengebunden wurden, um sie vom Gebärden abzuhalten. Trotzdem hat die Gebärdensprache die Repression überlebt, wurde sie doch heimlich, buchstäblich unter der Hand, weitergegeben. Barbara Buchers Eltern haben diese Zeiten miterlebt, sie sind beide gehörlos. Ihre Mutter, die über Hörreste verfügt, habe im Appenzellischen, wo sie auf einem Bauernhof aufgewachsen war, als eigensinnig gegolten, was dazu führte, dass ihre Schwierigkeiten lange unentdeckt blieben. Erst auf Primarstufe sei sie in die Taubstummenanstalt, heute Sprachheilschule, in St. Gallen gekommen.

Was ihre Eltern erlebt haben, ist für Barbara Bucher Teil ihrer Familiengeschichte. «Meine Eltern konnten mich als Kind zwar nicht hören, dafür war ihre Aufmerksamkeit umso grösser», berichtet sie. «Als Kind wusste ich, dass meine Eltern von meinen Lippen lesen können.» Blickkontakt sei deshalb essenziell gewesen. Wenn ihre Eltern sie nicht anschauten, wusste sie, dass sie mit ihnen gerade nicht kommunizieren konnte. Sie und ihr Bruder haben sich stets gut aufgehoben und umsorgt gefühlt. Gleichzeitig sei ihnen viel zugetraut, vielleicht auch zugemutet worden. «Erwachsene haben oft mit uns statt mit meinen Eltern gesprochen», sei dies an der Kasse beim Einkaufen, im Restaurant oder am Postschalter. So habe sie früh gelernt, zwischen der Welt der Hörenden und jener der Gehörlosen zu übersetzen. Ihre Eltern kommunizierten mit ihr vornehmlich in der ihnen möglichen Lautsprache – das Verbot der Gebärdensprache hatte sie tief geprägt.

## Ein Ticket fürs Leben

Bucher, die als Hörende in einem hörenden Umfeld in Zürich-Albisrieden aufgewachsen ist, lernte sprechen wie jedes andere Kind auch: «Sprechen lernen braucht Kontakt mit anderen sprechenden Menschen, um zu lernen, wie andere Leute auf die Laute reagieren.» Den nötigen Kontakt fand sie bei Nachbarskindern, Schulfreundinnen und hörenden Verwandten. So wuchs sie in zwei Sprachwelten auf.

Nach der obligatorischen Schulzeit machte sie eine kaufmännische Ausbildung in der Reisebranche. Mitte der 1990er-Jahre begann für die junge Frau ein Ablösungsprozess. «Ich wollte stärker in die hörende Welt hineinkommen, weil dort mein Umfeld ist, in dem ich mich auch allein zurechtfinden muss.» Sie wollte sich aber auch von der Verantwortung lösen, die sie stets für ihre Eltern fühlte. «Ich wollte ans andere Ende der Welt, so weit weg, wie es nur geht.» Und entschied sich für Australien. Dort, offenbarte sie ihren Eltern, wolle sie ein Jahr lang Englisch lernen. Sie reagierten weder entsetzt noch ablehnend, sondern boten ihr an, das Flugticket zu bezahlen. Für



Akribische Vorbereitung: Barbara Bucher studiert das aktuelle Skript zur Sendung.

Die Logik der Gebärdensprache: Erst das Thema, dann folgen die Details. Vom Baum zum Blatt, vom Blatt zum Blattgrün.

Barbara Bucher hatte dies auch eine symbolische Kraft: «Hier hast du das Ticket für dein Leben. Geh und mach etwas daraus.» Das tat sie.

Mit der Gründung des Schweizerischen Gehörlosenbundes (SGB-FSS) im Februar 1946 begann in der Schweiz ein langsamer Prozess der Selbstermächtigung. Was zunächst als reine Selbsthilfeorganisation gedacht war, ebnete den Weg für die spätere Emanzipationsbewegung. In den 1970er- und 1980er-Jahren schwappte diese aus den USA nach Europa über. Ausgehend von der 1857 gegründeten Gallaudet University in Washington D. C., der ersten Universität für gehörlose und schwerhörige Studenten, forderte die «Deaf Power»-Bewegung auch hierzulande Selbstbestimmung und das Recht auf eine eigene kulturelle und sprachliche Identität, inklusive der Anerkennung ihrer Sprache.

Ab 1960 erforschte der amerikanische Linguist William Stokoe die Gebärdensprache wissenschaftlich. Aufgrund seiner Forschungsergebnisse beschrieb er sie als der Lautsprache ebenbürtig. Denn sie ermöglicht ein ebenso differenziertes Ausdrucksspektrum wie jede gesprochene Sprache der Welt. Sie ist kein Hilfsmittel, sondern eine eigenständige Sprache mit eigener Grammatik und Struktur – und damit Ausdruck einer eigenen Kultur. Trotzdem ist sie in der Schweiz – als einzigem Land in Europa – bis heute gesetzlich nicht anerkannt. 2002 wurde die Gebärdensprache in Deutschland und 2005 in Österreich als eigenständige Sprache anerkannt.

## Zweisprachigkeit wird zum Beruf

Als Barbara Bucher aus Australien zurückkehrte, war auch in der Schweiz etwas in Bewegung geraten: Es gab erste Dolmetscherausbildungen in Gebärdensprache. Kinder von gehörlosen Eltern, sogenannte CODA (englisch: children of deaf adults), kamen für die Dolmetscherrolle besonders infrage, kannten sie doch nebst den sprachlichen auch die damit verknüpften kulturellen Eigenheiten aus eigener Erfahrung.

Bucher beschloss, sich zur Gebärdensprachdolmetscherin ausbilden zu lassen, und machte ihre Bilingualität zum Beruf. Sie sagt, eines ihrer zentralen Anliegen sei es, «Gehörlosen den Zugang zur gesellschaftlichen Teilhabe zu ermöglichen, den sie ansonsten nicht hätten». Und fügt hinzu: «Nicht als Fürsprecherin für die Gehörlosen.» Sie sieht sich als Vermittlerin zwischen Gehörlosen und Hörenden sowie als Ermöglicherin dafür, dass Gehörlose für sich selbst einstehen können. «Gehörlose möchten – wie alle Menschen – teilhaben und mitreden. Das funktioniert momentan häufig nur über das Dolmetschen als Kommunikationsbrücke.»

Aus den anfänglichen Abendkursen für das Gebärdendolmetschen ist über die Jahre ein Bachelorstudiengang an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik (HfH) in Zürich entstanden. Er wird seit 2006 angeboten und im Frühjahr 2027 erstmals durch einen anschliessenden Masterstudiengang ergänzt. Bachelor und Master werden beide in Teilzeit absolviert; das Bachelorstudium dauert acht bis zwölf, das anschliessende Masterstudium mindestens weitere vier Semester. Ausgebildete Gebärdensprachdolmetscherinnen und -dolmetscher sind unter anderem in der Stiftung Procom organisiert, über die auch Barbara Bucher zu ihrem Engagement beim SRF gekommen ist. Sie ist eine von rund fünfzehn Gebärdensprachdolmetscherinnen

Eines von Barbara Buchers zentralen Anliegen ist es, «Gehörlosen den Zugang zur gesellschaftlichen Teilhabe zu ermöglichen».

Barbara Bucher ist eine von etwa fünfzehn Gebärdensprachdolmetscherinnen und -dolmetschern, die für das SRF Sendungen simultan übersetzen.



und -dolmetschern, die für das Fernsehen Sendungen in Gebärdensprache simultan übersetzen.

Die Stiftung wurde 1988 gegründet, um der steigenden Nachfrage nach Telefonvermittlungs- und Dolmetscherdiensten, insbesondere bei der Zusammenarbeit mit der Invalidenversicherung (IV), gerecht zu werden. Bis heute ist Procom unter anderem mit dem Video- und Textvermittlungsdienst für die Swisscom betraut und übernimmt seit 2001 den Dolmetscherdienst des Schweizerischen Gehörlosenbunds und des Schweizerischen Hörbehindertenverbands (Sonos).

Dolmetschen sei aber mehr als Sprache übersetzen, konstatiert Bucher. «Jeder kommunizierende Mensch hat ein Anliegen, das er oder sie mit den Mitteln, die ihm oder ihr zur Verfügung stehen, zum Ausdruck bringen möchte.» Diesem Umstand gelte es Rechnung zu tragen. Darum, und weil die Wahrnehmung von Gehörlosen anders funktioniere als jene von Hörenden, sei in ihrem Beruf Einfühlungsvermögen wichtig.

Gehörlose kompensieren das fehlende Gehör zu einem gewissen Teil mit Sehen, visuelle Eindrücke sind deshalb viel wichtiger als bei der gesprochenen Sprache. «Man schaut viel mehr auf Bewegungen, Körperhaltung, Mimik» und leite daraus emotionale Botschaften auf der Metaebene ab. Diese gelte es in beiden Sprachen korrekt wiederzugeben. Deshalb trägt sie beim Übersetzen unaufgeregte, dunkle Kleidung, die nicht von den Gebärden ablenkt.

Buchers Arbeit verlangt ihr viel Konzentration und Flexibilität ab, bereitet ihr aber auch viel Freude: «Die Vielfalt der Themen, der Kontakt mit den unterschiedlichsten Menschen – für mich ist das nicht nur eine Arbeit, sondern eine Lebensaufgabe, die jeden Tag mit neuer Genugtuung verbunden ist.»

2023 wurde die Gebärdensprache in die Unesco-Liste der lebendigen Traditionen der Schweiz aufgenommen. Und doch ziehen sich die politischen Bemühungen um eine offizielle Anerkennung hin. In seiner Botschaft zur Teilrevision des Behindertengleichstellungsgesetzes (BehiG) vom 20. Dezember 2024 hat der Bundesrat vorgeschlagen, die drei schweizerischen Gebärdensprachen (Deutschschweizer, Französische und Italienische Gebärdensprache) rechtlich anzuerkennen. Doch dies lässt nach wie vor auf sich warten.

## Weniger Hemmungen, mehr Miteinander

«Mit einer Anerkennung wird die gesetzliche Grundlage für konkrete Massnahmen geschaffen, woraus sich in einem weiteren Schritt auch Rechte für Gehörlose ableiten lassen», sagt Bucher. Auch wenn diese, wie zum Beispiel die Frage nach der Übernahme der Finanzierung von Dolmetscherdiensten, ausdrücklich nicht im BehiG geregelt werden: Als Signal für die rund 20 000 Gebärdenden in der Schweiz sei die Anerkennung dennoch wichtig und unabdingbar, denn sie rücke die Gehörlosen in den Fokus. «Jeder und jede sollte einmal in Kontakt mit der Gebärdensprache kommen», findet Barbara Bucher.

Denn «schon minimale Kenntnisse helfen, die Hemmschwelle zu senken und dem Gefühl entgegenzuwirken, etwas falsch zu machen». Das würde das Miteinander von Hörenden und Gehörlosen deutlich einfacher machen und hälfe, Vorurteile aus dem Weg zu räumen, mit denen Gehörlose immer noch zu kämpfen hätten. Schon die persönliche Einstellung, dass in der Öffentlichkeit ein Mensch, der nicht sofort auf Ansprache ohne Blickkontakt reagiert, möglicherweise nicht unhöflich, sondern gehörlos sein könnte, helfe, Missverständnisse zu vermeiden. Sei der Kontakt erst einmal hergestellt, würden Gehörlose von sich aus darauf aufmerksam machen, dass man mit ihnen am besten mit zugewandtem Gesicht und langsam spricht, was das Lippenlesen vereinfacht.

## Kuriosität im Strassenverkehr

Gehörlose sind nicht sofort als solche erkennbar, fehlt ihnen doch ein klares Erkennungsmerkmal wie ein Blindenstock oder ein Hund als Begleiter. Mitte des 20. Jahrhunderts wurde über eine Kennzeichnung mittels Armbinde diskutiert, der damalige Schweizerische Verband für Taubstummenhilfe unter alt Schulinspektor Adolf Scherrer empfahl das Tragen einer solchen Armbinde sogar explizit. Durchgesetzt hat sie sich aber nicht. Sie wurde von den Betroffenen als zu stigmatisierend erlebt, widersprach sie doch dem später durch die «Deaf Power»-Bewegung zum Ausdruck gebrachten Selbstverständnis einer Sprachminderheit, die nicht Schutz, sondern Selbstermächtigung braucht. Eine kuriose Ausnahme hat die Zeiten jedoch überdauert: Gemäss Schweizer Verordnung über die technischen Anforderungen an Strassenfahrzeuge (VTS) vom 19. Juni 1995 dürfen Fahrzeuge, die von Gehörlosen gelenkt werden, mit einem entsprechenden Zeichen versehen werden: einem durchgestrichenen weissen Ohr auf blauem Grund.

Barbara Bucher wünscht sich etwas mehr Offenheit Gehörlosen gegenüber: «Die Person ist jetzt einfach ein bisschen anders drauf als ich», könne man denken. Und wir sollten mehr mit den Händen kommunizieren, findet sie, so, wie es die Italiener tun. «Darum haben es Gehörlose in Italien viel einfacher als bei uns.»

Im Studio 21 leuchtet das rote Licht über der Tür noch immer. Barbara Bucher wird nach der «Tagesschau» auch «Meteo» übersetzen, der Werbeblock dazwischen erlaubt ihr eine kleine Verschnaufpause. Das Übersetzen gelinge ihr nicht immer gleich gut, vor allem Wortspiele liessen sich nicht immer eins zu eins übersetzen. Den «Zollhammer» zum Beispiel habe sie heute weggelassen. Eine Gebärde dafür gibt es nicht. Zeit, solche Wörter umständlich zu umschreiben, hat sie keine.

Trotzdem hält sie die Simultanübersetzung für eine wichtige Errungenschaft auf dem Weg zur Gleichstellung. 2025 sendete das SRF fast 500 Stunden in Gebärdensprache, dieses Jahr sollen es noch mehr werden. Irgendwann, davon ist Barbara Bucher überzeugt, wird die Gebärdensprache auch in der Schweiz offiziell anerkannt sein. Bis dahin wird im SRF-Studio das rote Licht noch viele Male angehen. Barbara Bucher wird sich vor den Bildschirm stellen, die Hände heben und gebärden.

Patrick Cernoch ist freischaffender Journalist und Fotograf.
patrickcernoch.com